



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Verbeck, Otto: Der erste Beste : Erzählung : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

mäßigen Körperkräften ausgerüstet waren, würden sie uns auch nichts genügt haben. So bestiegen wir denn ungeprügelt und ohne Glocke wieder unsern Leiterwagen, ich in angeheiterter Stimmung, Sch. mit einem lachenden und einem weinenden Auge.

(Schluß folgt)



Der erste Beste

Erzählung von Otto Verbeck

(Fortsetzung)



amfelling war in der Küche am großen Herd mit den großen Töpfen und Kesseln beschäftigt. Am Fenster saß eine Magd und schälte Kartoffeln.

Wir sind auf der Inspektionsreise, sagte Fritz nach der Begrüßung. Wie ist das mit Ihnen, Mamselling, kommen Sie mit? Sie wissen, als Minister des Innern sind Sie uns nötig.

Die Befragte warf einen zögernden Blick über ihre Kochtöpfe.

Gott, meinte sie dann, wenn es sein muß, Herr Hellborn; aber lieber wär mirs heut Nachmittag. Setzt is es all reichlich spät; es geht auf zehn. Die Stine, da is kein Verlaß auf mit das Braten, sie läßt's anbrennen. Ich hab den Hammel doch nu schon im Ofen.

Wann wird denn zu Mittag gegessen? fragte Margarete, die sich einseitweilen schweigend in dem großen, hellen Raum umgesehen hatte.

Um zwölf, Frau Hellborn.

So früh? Mein Gott, da hat man ja noch gar keinen Hunger!

Fritz lachte. Warts nur ab. Du wirst ja sehen, wie wir einbauen. Auf dem Lande hat man bis zwölf Uhr schon eine Masse Tageszeit und Arbeit hinter sich. Schneider und Rademacher, die schon gegen sechs ihren Kaffee geschluckt haben und ihr Zehnuhrbrot auf dem Felde verzehren, würden schöne Gesichter machen, wenn sie bis zwei mit der Suppe warten müßten. Unsr Kaffeeetrinkerei heute war ja beinahe zweites Frühstück. Das lernst du alles noch kennen. Also, Mamselling, dann bleiben Sie hier ungeschoren. Ich gehe mit meiner Frau durchs Haus und zeige ihr allenthalben Weg und Steg. Und heute Nachmittag kriechen Sie dann in alle Winkel mit ihr, ziehen Kisten und Kasten auf und beschen das Inwendige.

Die Küche nicht zu vergessen, sagte Margarete freundlich. Da muß ich mich auch erst zurechtfinden lernen. Es ist alles so groß und massig hier, so riesige Töpfe! Aber Sie zeigen mir alles, nicht wahr?

Gewiß, gewiß, antwortete das Frauchen, das schon wieder mit dem Rührlöffel im Erbsenbrei herumwirtschaftete.

Hier unten weißt du ja nun schon Bescheid, was? fragte Fritz, als sie wieder auf dem Flur standen.

Nur oberflächlich! antwortete Margarete. Also auf dieser Seite liegt nur Speisezimmer und Küche?

Ja, und natürlich Vorratskammern und sonstige wirtschaftliche Nebengeschichten.

Und hier gegenüber kommt man wohl in dein Arbeitszimmer?

Nichtig. Das sieht nach hinten hinaus.

Laß uns doch einmal durchgehen; ich hab gestern Abend nur flüchtig hineingeguckt.

Viel zu sehen ist nicht dran. Aber komm!

Sie war auch bald genug mit dem Betrachten des schlichten Raumes fertig und trat durch die Verbindungsthür in das mittlere, in ihr eigens Zimmer.

Die Vormittagssonne schien hell zum Erkerfenster herein. Von neuem kam die stürmische Freude über sie. Die gefalteten Hände unters Kinn gedrückt, sah sie sich strahlend ringsum und wandte sich dann zu Fritz. Der hatte, als achtete er gar nicht auf sie, das Buch vom Sofatischchen genommen und blätterte darin.

Sie sah ihm zu; die zärtlich dankbaren Worte, die ihr eben über die Lippen gewollt hatten, blieben ungesprochen. Sein unbeweglich gleichmütiges Gesicht hatte sie erdrückt. Wie ganz, ganz anders sah er aus als gestern Abend!

Er schüttelte leicht den Kopf, als er bald da, bald dort auf Striche traf, die einzelne Stellen hervorhoben, anmerkten. Jetzt schlug er die Seite auf, an der das Zeichen lag. Es war der Beginn der „Sprüche“; der erste war wieder angestrichen.

Margarete machte eine hastige Bewegung, wie um ihm das Buch wegzunehmen; aber er hatte die winzigen, haarfeinen Bleistiftziffern schon gesehen, die daneben standen. Er senkte das Buch ein wenig, sodaß die Sonne hell darauf schien, und las: 23. 6. 92. Nun erst las er auch den Spruch:

Was lehrt das Leben? Gieb
Mir blündigen Bescheid.
Hingeben, was dir lieb,
Nehmen, was dir leid.

Der vierundzwanzigste Juni war ihr Hochzeitstag.

Er sah noch einige Augenblicke unbeweglich auf das Blatt nieder. Sein Gesicht war um einen Schatten blasser geworden. Dann schlug er das Buch zu und legte es hin.

Margarete zitterte; es war ihr unbeschreiblich elend zu Mute. Sie schämte sich, sie war außer sich. Wie hatte sie das thun können, war sie denn wahnsinnig gewesen? Und nun hatte er das gelesen, hier, in diesem Zimmer, und sie stand da, umgeben von den Zeichen seiner Liebe. Was sollte nun werden?

Fritz wandte sich wieder zu ihr, wenn auch ohne sie ganz anzusehen; mit einer Kopfbewegung deutete er auf das Buch zurück.

Das viele Anstreichen, sagte er ruhig, find ich eigentlich nicht hübsch. Man kann sich doch auch ohne das die Stellen merken, die einem gefallen, meinst du nicht?

Sa, sagte sie mit erstickter Stimme, während ihr die Thränen in die Augen traten. Ich wills nicht wieder thun. Ich will alles ausradiren, alles.

Er nickte. Das wird gut sein. Radire du nur. Und nun wollen wir hinausgehen.

Sie folgte ihm, zerknirscht, unglücklich. Hätt ich doch das nicht gethan! dachte sie immer wieder. Nun ist alles aus.

Schlafzimmer und Zubehör kennst du, sagte er im obern Flur. Da ist auf derselben Seite nur noch Mamsellings Zimmer. Gegenüber eins für die zwei Hausmägde, eins mit Schränken.

Er öffnete die Thür.

Da wäre auch ein Arbeitstisch und die Nähmaschine; da kannst du also Schneiderei haben und andre ersprießliche Dinge treiben.

Sie nickte nur; seine Stimme klang ihr eintönig, wie aus der Ferne. Wenn sie das gestern Abend beim „Einzug“ alles angesehen hätten, dann wäre gewiß viel Spaß und gute Laune dabei gewesen. Aber jetzt!

Hier, fuhr Fritz fort, ist das kleinere Gastzimmer; das bewohnt Hans. Daneben, nach vorn, ist das große, da sollen recht bald deine Eltern hinein. Du mußt sehen, was etwa noch fehlt, was du etwa noch gern darin hättest.

Es wird nichts fehlen, sagte Margarete leise. Du hast es ja eingerichtet.

Sie sah sich schweigend um; nein, was sollte da anders sein, was noch dazukommen? Alles war da, alles war hübsch und gemütlich. Sie wagte nichts mehr von danken zu sagen. Sie faßte nur nach seiner Hand und drückte sie.

Auf dem Söller in der Giebelstube wohnen Schneider und Rademacher. Was an Wirtschaftsräumen da oben ist, kann dir Mamselling heute Nachmittag zeigen. Wenn du Lust hast, gehen wir jetzt einmal durch den Garten.

Langsam gingen sie die Wege auf und ab, unter dem Weingang hin, an der kleinen Weisblattlaube und dem von Kletterrosen übersponnenen Tempelchen vorbei. Der große Garten, dem die vielen mächtigen alten Bäume ein parkartiges Ansehen verliehen, umgab das Haus auf allen Seiten, streckte sich aber am tiefsten nach hinten. Weite Wiesen und Kornfelder begrenzten ihn. Zur Rechten lag das große, langgestreckte Viereck der Wirtschaftsgebäude, deren Rückwände hier meist mit Ephen und wildem Wein übersponnen waren. Unter einer prachtvollen Linde standen Bank, Tisch und Stühle.

Hier sitzen wir manchmal nachmittags. Die Linde hat mein Großvater als kleiner Junge gepflanzt. Auch mein Vater hatte seinen Baum, dort die breite Akazie. Er hat ihren starken, aufdringlichen Duft besonders gern gehabt. Hier die Douglastanne gehört Hans. Ein stattlicher, herrlicher Baum, was? Ich liebe ihn sehr.

Wo ist denn deiner?

Du kannst ihn von hier aus nicht sehen: es ist eine Blutbuche.

Gehen wir doch hin, ja?

Sie stand ganz am Ende des Gartens, neben ihr eine kleine Gruppe junger Birken, deren schwermütig hängendes Laub im sanften Winde hin- und herschwankte.

Margarete blieb vor dem düstern Baum stehen; seine dunkelroten Blätter glühten im Sonnenlicht. Sie hätte Fritz gern gefragt, warum er sich damals denn gerade den gewählt habe. Sie dachte nicht daran, daß der junge Pflänzling vor etwa fünfundzwanzig Jahren wohl noch kein so finsternes Gesicht

gehabt haben mochte wie heute. Sie wagte aber keine Frage mehr, als sie Fritz ansah, der mit undurchdringlich ernsten Augen in das dunkle Blätterdickicht seines Baumes hineinschaute. Und als er nach kurzem Verweilen schweigend umkehrte, folgte sie ohne Widerrede.

Im Hause, das sie jetzt von der Rückseite aus betraten, verabschiedete er sich vor seinem Arbeitszimmer von ihr: er habe noch einige Briefe zu schreiben; und während sie hinaufging, um, wie sie sagte, das Kleid zu wechseln, sank er mit einem tiefen Seufzer in seinen Schreibstuhl.

8

Mamselling kam aus dem Wundern nicht heraus. So hatte sie sich das mit ihrer jungen Frau nicht vorgestellt. Gleich der erste Abend, die Ankunft. Das sollte eine glückliche junge Frau sein, die es vor Erwartung kaum mehr aushalten konnte? Du lieber Gott! Bei dem herrlichen Empfang so ein blaßes, abgemattetes Gesicht! Und alles war doch so wunderschön! Das hätte sie gewesen sein sollen! So große Augen hätte sie gemacht, und gesprungen wäre sie vor Freude! Aber diese junge Frau? Gar nichts, keine Miene. Wenigstens keine ordentliche, richtige. So ein bißchen was von „sehr hübsch“ und dann gleich: müde! Wie konnte sie müde sein! Hatte sie etwa Kartoffeln gehackt? Hatte sie Unkraut gejätet? Hatte sie eine hartmilchige Kuh gemolken? War sie vier Stunden über Land gelaufen? Nicht die Spur! Gefahren! Erst Eisenbahn, dann Kutsche. Manche Leute werden freilich vom Fahren müde, das hatte sie wohl gehört. Aber das muß sich doch bald geben, wenn man ausgestieg ist. Und besonders wenn man als neubadene Ehefrau angereist kommt.

Wie hatte sich der Herr gefreut bei all dem Einrichten vorher! Und der Hans! Ihr Hansing! Da konnte ja wohl für dem Bruder seine Frau alles nicht fein und nett genug sein. Die Glückseligkeit, daß der nun endlich heiratete. Der Hans war ja rein weg darüber vor Wonne; er machte die Wochen her immer so merkwürdige Augen nach dem Fritz hin, ganz verliebt. Ach, und sie gönnte es ja dem Fritz — mit sich allein nannte sie ihn meistens nur Fritz —, daß ihm nun endlich auch einmal recht wohl in seiner Haut werden sollte. Nach dem schweren Winter, und überhaupt nachdem nun doch alle Geschwister versorgt waren.

Sie war so neugierig gewesen, wie die junge Frau wohl aussehen möchte. Klein wäre sie, hatte der Herr gesagt. „Ein zartes Ding, ein bißchen kleiner als Sie, Mamselling, und halb so breit.“ Nu ja, so ein runder Pummel war sie auch erst „mit die Jahren“ geworden. Und was die Flinkigkeit betraf, nahm sie es deshalb doch noch mit jeder Stallmagd auf. Und wenn einmal eine nicht ordentlich ausgemolken hatte, so setzte sie sich unter die Kuh, wie vor dreißig Jahren.

Wie das nun am Ende werden sollte mit der jungen Hausfrau, hatte sie den Fritz gefragt. Es würde ihr doch ganz merkwürdig vorkommen, da sie doch nun, seitdem der Hans auf der Welt war — I, da sollte sie nur nicht bange sein, hatte er gesagt: Sie kennt noch rein gar nichts vom Landleben, und wenn sie auch bei der Mutter kochen gelernt hat — so ein Landhaushalt ist doch was andres. Da hatte er Recht. Und schließlich: melken lernen würde sie ja wohl nicht, und mit dem Geflügel war das auch so eine Sache, und vom Gemüsegarten würde sie wohl keine Kenntnis haben, und dann mit dem vielen Gesinde, und drüben der Wirtschaftshof. Aber nein, wie

sie der Fritz ausgelacht hatte! Ob sie denn glaubte, er heiratete, damit seine Frau in den Ställen herumkröche? Wenns ihm nur um die Wirtschaft zu thun wäre, wozu brauchte er da zu heiraten? Dazu wäre ja sie da, nun seit vierundzwanzig Jahren, nächste Ostern wollten sie Jubiläum feiern. Das hatte sie sehr getröstet. Und das Auslachen nahm sie ihm auch nicht übel. Wenn also das kleine Frauchen bei ihr ein bißchen lernen wollte, nur so zum Vergnügen und weils doch dem Mann sein Haus und Hof war, das schadete nicht, das konnte sogar sehr nett und lustig werden. Mamsell blieb sie darum doch, und vom Lindenhof ließ sie sich bloß noch auf den Kirchhof hinaus bringen. Na also.

Und nun? Das war das Ganze? Wenn der Fritz nicht mehr brauchte, um glücklich zu sein! Aber er war ja gar nicht glücklich! Er war ja ganz verändert, das sah sie wohl, dazu kannte sie ihn lange genug. Er hatte so eine Art bekommen, geradeaus zu sehen, durch die Menschen durch, und durch die Bäume und die Häuser durch, ganz wo anders hin. Das gefiel ihr gar nicht; es that ihr gewissermaßen weh. Sie hätte ihn gern einmal gefragt: Herr Hellborn, was is Ihnen? Aber das durfte sie ja nicht. Gestern aber hatte sie den Hans erwischt, der war auch noch nicht bei guter Laune gewesen, seit die junge Frau auf dem Hofe war, und hatte ihm den Bruder gezeigt, der am offenen Fenster seiner Stube stand und zu ihm gesagt: Sehn Sie mal, wie er kuckt! Was sucht er woll? — Darauf hatte ihr der Hans die Faust auf die Schulter gelegt und sie ein bißchen damit gedrückt, und hatte sie grimmig angesehen und so halblaut gesagt: Was er sucht, Dusching? Seinen verloren gegangnen Traum! Das verstehn Sie nicht, das nennt man einen dichterischen Vergleich. Ich wills Ihnen übersetzen: Hei het sich dat anners dacht. Darauf hatten sie sich beide ernsthaft angesehen, und nach einer Weile hatte er gesagt: Sie auch, altes Huhn, und ich auch. — Ja, mein Hansing, hatte sie geflüstert, denn zum Sprechen saß es ihr zu dick in der Kehle, wir beide auch. Und was machen wir nu da? Kucken wir bloß zu? Was hat sie denn? — O, was hatte der Hans fürs Gesicht gemacht! Einfach wütend. — Was sie hat? Nicht lieb genug hat sie ihn! Und damit war er davon gegangen mit solchen Schritten —

Drei Wochen war sie nun da, die junge Frau, und man war kaum etwas von ihr gewahr geworden. Man hörte ja fast keinen Ton von ihr. Zwar die Zeit verschlafen, wie am ersten Morgen, das that sie nicht mehr. Sie hatte sich gleich bei ihr, Mamselling, über die Hausordnung belehrt, und nun erschien sie pünktlich früh um sieben zum Kaffee, obwohl ihr das Aufstehen sauer werden mochte; denn sie sah morgens immer besonders blaß aus. Nach dem Frühstück ging sie dann gleich in ihre Stube, und da blieb sie sitzen. Im Hause that sie sich nicht ein bißchen um. Nicht daß sie hätte Stuben rein machen sollen! Aber so mal zum Rechten sehen. Wozu war sie denn die Frau? Und wenn sie, Mamselling, fragte wegen des Kochens, denn fragen mußte sie, das schickte sich so, dann war ihr alles einerlei. Unfreundlich war sie ja nicht, nein, alles was recht ist, ganz nett und höflich sprach sie; aber nie gab sie was an, Mamselling mußte immer vorschlagen, und dann sagte sie: Es ist gut, machen Sie das nur. Und wenn sie sie fragte: Mögen Sie nich am Ende lieber was andres, Frau Hellborn? dann schüttelte sie den Kopf und sagte: Nein, mir ist alles recht, was Sie machen. Und als sie sie gestern gefragt hatte: Wollen Sie nich vielleicht einmal selber was

kochen für dem Herrn, Frau Hellborn? So ein Leibgericht? Sie müssen nicht denken, daß ich Ihnen da im Wege stehen will; eifersüchtig bin ich nicht mit das Kochen für ihm — da hatte sie ganz freundlich genickt und gesagt: Das glaub ich Ihnen, liebes Mamselling, aber wir wollen nur alles beim alten lassen. Es hat keinen Zweck; mein Mann würde sich gar nichts draus machen. — Dazu hatte sie nun weiter nichts sagen dürfen, denn das wäre gegen den Respekt gewesen. Aber gedacht hatte sie sich ihr Teil. Was? Nichts machen würde er sich draus? Fürchterlich würde er sich freuen! Das ist doch immer so bei jungen Eheleuten, wenn die Frau dem Mann ein Leibgericht kocht, und wenns auch noch so mißraten ist, es schmeckt ihm doch großartig, von wegen der Liebe. Und es hätte keinen Zweck? Was war das für ein Schnack! Dem Fritz eine Freude machen hätte keinen Zweck? Und mit was für einem trübseligen Gesicht sie das gesagt hatte! Als wenn ihr die Hühner das Brot gefressen hätten.

Ja, die Hühner, und überhaupt das Vieh! Kümmerte sie sich wohl darum? Sah sie wohl darnach hin? Keine Spur. Es verlangte ja niemand, daß sie die Kühe melken sollte, oder daß sie mit der Hand in den Trog fassen sollte, ob der Schweinetrank auch richtig warm wäre. Aber als ob gar kein Viehzeug da wäre! Als wenn sie gar nicht auf dem Lande lebte! Man fragt doch einmal, man freut sich doch einmal! Seitdem die Herren sie nach dem Wirtschaftshofe geführt hatten, gleich am zweiten Tag, um ihr alles zu zeigen, seitdem hatte sie noch keinen Fuß wieder hinübergesetzt. Sie war mit dabei gewesen bei der Besichtigung; sie hatte doch sehen wollen, was die junge Frau zu alledem für ein Gesicht machen würde. So gut gehaltenes Vieh und so saubere Ställe gabs in der ganzen Gegend nicht noch einmal. Aber zog sie nicht das Näschen, und machte sie nicht ein ganz bedenkliches Gesicht? Und hob sie nicht das Kleid rundum, und guckte sie nicht ängstlich den Boden an? Als wenn nicht jeden Tag zwischen den Ständen gefegt würde! Außerdem ist doch der Mist eine notwendige Gottesgabe. Und das Schweinegrunzen fand sie scheußlich. Na ja, wie die Orgel in der Kirche klingt es nicht, aber können die guten Viecher was dafür? Sie freuten sich eben, weil ihr altes Mamselling kam und über den Rand des Kobens guckte, denn sie wußten, nun wurden sie mit dem Stock gekräft, das war doch alle Tage ihr Vergnügen. Sie besah sich alles, weils einmal so fein mußte, aber Freude hatte sie nicht dran, das konnte man merken. Und der Herr merkte es auch; er sah sie manchmal so von der Seite an, als ob er darauf wartete, daß sie doch endlich einmal ein freundliches Wort sagen sollte. Aber es kam nichts.

Und nun ging das so einen Tag wie alle Tage. Sie blieb meist mit sich allein; es sah förmlich so aus, als wenn sie sich in ihre Stube flüchtete, als wenn sie dem Herrn auswich. Sie hockte so herum in ihrem Erker; bald sticte sie, bald las sie etwas, oder wenn Fritz weg war, dann ging sie einmal langsam durch den Garten, aber immer mit so einem betrübten, trostlosen Gesicht. Nichts sah sie ordentlich an; höchstens daß sie sich einmal eine Rose abjchnitt. Nicht einmal ein bißchen Gemüse hatte sie noch selbst hereingeholt.

Ach Gott ja! Mamselling nahm das in den Schoß gesunkene Strickzeug wieder auf.

Ich heww mi dat wirklich ganz anners dacht!

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Es fängt schon an! Unheimlich haben wir vor vierzehn Tagen die par-lamentöse Zeit genannt, weil sie mit Intriguen ausgefüllt zu werden pflegt; dem zwischen den Agrarierorganen und den sogenannten Offiziösen ausgebrochnen Kriege nach zu urteilen, sind sie schon im vollen Gange. Freisinnige Blätter hatten im Hinblick auf die Unerkennbarkeit des neuesten Kurzes die parlamentarische Regierungsform empfohlen. Und der eine Vorzug dieser Form, wie sie in England zuletzt geworden ist, daß bei der Besetzung der höchsten Stellen alles offen und ehrlich zugeht, läßt sich ja auch gar nicht leugnen. Die Mehrheit besetzt diese Stellen, und zwar kann sie sie nur mit hervorragenden, bewährten Politikern besetzen. Für falsche Maßregeln und Mißerfolge, für Zeiten der Ratlosigkeit und Stagnation, wie jetzt eine in England eingetreten zu sein scheint, kann weder der Monarch noch die Regierung verantwortlich gemacht werden, sondern die Parteien tragen selbst die Verantwortung; bis in die organisierte Arbeiterschaft hinein weiß das Volk, daß es sich selber regiert. Selbstverständlich haben solche Betrachtungen nur akademischen Wert; bei uns ist der Parlamentarismus unmöglich, weil wir die zwei großen historischen Parteien, die dazu gehören, nicht haben, dafür aber einen Monarchen, der sich von seinen Rechten nichts rauben läßt. Der Vorzug der monarchischen Regierungsform besteht darin, daß der Monarch einen großen Mann an die Spitze stellen kann, den der Meid oder die Kurzsichtigkeit der Parteien nicht emporkommen lassen würde. Allerdings ist dieser glückliche Fall seit Menschengedenken nur einmal eingetreten, und nachdem Bismarck die Regierung übernommen hatte, empfand er die Einflüsse vom Hofe nicht als Förderungen, sondern als eine Fessel.

Also zur Linken hatte man den Parlamentarismus gepriesen, und dagegen hatten die Kreuzzeitung und die Deutsche Tageszeitung mit den unsern Konservativen gefäufigen Beweisführungen polemisiert. Gleichzeitig hatte sich das Organ des Bundes der Landwirte über die Haltung von Blättern beschwert, die sich als offizijöse geberdeten, und bemerkt, die Regierung dürfe nicht dulden, daß die „jäm-merlich ungeschickten Stilübungen der Norddeutschen Allgemeinen und die unverfrorenen Treibereien der Kölnischen Zeitung“ ihr zur Last gelegt würden. Darauf erwidert nun die Norddeutsche in mehreren Artikeln. Sie wirft den beiden konservativen Blättern vor, daß sie genau daselbe thäten, was sie an den Freisinnigen tadelten; sie forderten vom Monarchen, daß er sich dem Willen der Agrarier füge, wollten also die Herrschaft ihrer Partei, und zunächst erstrebten sie die Beseitigung zweier Minister, der Herren von Bötticher und von Marschall. Der Ton, dessen sich die agrarischen Organe und die berufne oder unberufne Verteidigerin der Regierung gegen einander bedienen, entspricht wenig den in hohen und höchsten Kreisen üblichen Umgangsformen. Man versuche, klagt die Norddeutsche Allgemeine, den Staatssekretär von Marschall „mit so unverantwortlichen Unwahrheiten zu diskreditiren,“ wie, daß er sich ganz auf die Seite des Kapitalismus und Manchester-tums geworfen habe. Die Deutsche Tageszeitung sei sachlich dürftig und versuche es, so oft ihr eine Ungehörigkeit nachgewiesen werde, mit dem Si fecisti, nega. Die Behauptung, daß sie lediglich die irrigen Darstellungen andrer Preßorgane berichtigt habe, sei „eines der stärksten Stücke unehrlicher Ausrede, die uns je in der Presse vorgekommen sind.“ Sie habe sich nicht auf die Zurückweisung der Gegner beschränkt, sondern deren „Phantasien“ ein „selbständiges, breit ausgeführtes Gegenbild gegenübergestellt, das mit seiner Taktlosigkeit, Verheßungstendenz und Unwahrhaftigkeit der geübten Kritik die zurückgewiesenen — zum Teil in loyalen Formen gehaltenen — Auslassungen weit überbot.“ Die stärksten Stellen

aus dem Artikel der Deutschen Tageszeitung anzuführen sei sie nicht in der Lage, weil sie sich nicht entschließen könne, „direkte Ungezogenheiten gegen Minister Seiner Majestät des Kaisers und Königs“ in ihren Spalten wiederzugeben.

Die Agrarier wollen also zunächst zwei Minister stürzen, und weil ihre Bemühungen auf Widerstand stoßen, sind sie sehr übler Laune. Nicht allein der freisinnigen und demokratischen, sondern auch der nationalliberalen Presse und dem konservativen Professor Delbrück samt seinen Preussischen Jahrbüchern geht es in den Agrarierzeitungen erbärmlich schlecht. Ein Professor darf überhaupt schon gar nicht mehr den Mund aufthun, wenn er nicht angeschnauzt werden will. Dem Professor Schmoller nützt es nichts, daß er „der Landwirtschaft“ ein Notstandsdarlehn von 1000 Millionen zur Verfügung gestellt wissen will; weil er den Antrag Kanitz nicht blindgläubig annimmt, versteht er nichts von Landwirtschaft und Nationalökonomie. Professor Brentano vollends wird gar nicht erst einer Kritik seiner Ansichten gewürdigt; man entwirft bloß ein Bild seines Lebens, das darauf berechnet ist, ihn lächerlich und verächtlich zu machen. Und von Konstantin Höpflers neuester Schrift über „Die Weltkrisis und ihre Ärzte“ wird in der Korrespondenz des Bundes der Landwirte gesagt, sie beweiße, „daß nicht nur die politische, sondern auch die nationalökonomische Einsicht des Verfassers allmählich auf einer Entwicklungsstufe angelangt ist, die für vernünftige Menschen jede Widerlegung als überflüssig erscheinen läßt.“

Unter diesen Umständen wäre es geradezu wunderbar, wenn uns nicht ebenfalls einige Hände voll Steine und Schmutz an den Kopf flögen. In der That vernichten uns die konservative Korrespondenz (in Nr. 61) und die Deutsche Tageszeitung (in Nr. 247) mit wenigen Zeilen, und während jene alle „wirklich konservativen“ Männer ermahnt, der „Miniarbeit“ der Grenzboten nicht etwa noch „durch Abonnement Vorschub zu leisten“, behauptet diese, die Grenzboten seien „tief gesunken.“ Nicht übel! Wir untersuchen die brennenden Fragen ohne jedes persönliche Interesse, geben uns gewissenhaft Mühe, das Richtige und fürs Vaterland Heilsame zu ergründen, legen unsern Lesern die Äußerungen, die wir kritisieren, in loyaler Weise wortgetreu vor und greifen niemals Personen an; aber weil wir meistens zu andern Ergebnissen kommen als die Agrarier, so werden wir von Leuten, deren Stärke im Schreien und Schimpfen, in persönlichen Verdächtigungen, im Agitieren, Wühlen und Intriguieren besteht, einem geehrten Publikum als tief gesunken denunziert, ohne daß dieses Publikum auch nur ein Wort von dem erfahren, was wir gesagt haben, oder vielmehr erfahren würde, wenn es nicht zufällig selbst die Grenzboten läse. Nun, das ist so der Welt Lauf; man läßt ihn eben weiter und vorüber rauschen. Aber fürs Vaterland ist es ein Unglück, daß die Schmutzwellen rücksichtsloser Selbstsucht alles zu überfluten drohen, und daß die sozialdemokratischen Phantasien, die keine Aussicht auf Verwirklichung haben, von den agrarischen überboten werden, deren Erzeuger dem Throne so nahe stehen. Wie es scheint, werden sie auf keine andre Weise zur Ruhe gebracht werden können, als dadurch, daß man den Versuch ihrer Verwirklichung gestattet. Und darum, damit wir die unvermeidliche Katastrophe so rasch wie möglich überstehen, und auf die Gefahr hin, daß wir nächsten wiederum als Förderer der Sozialdemokratie und Waffenbrüder des Berliner Tageblatts gemalt werden, als unbedeutende Menschen nebenbei, die nichts zu stande bringen als „herzlich lahme [herzlich lahm ist wunderhübsch!] sozialpolitische Auslassungen“, auf diese Gefahr hin wiederholen wir den Wunsch, den wir schon einigemal ausgesprochen haben: möge Seine Majestät recht bald das landwirtschaftliche Portefeuille dem Grafen Kanitz anvertrauen, und

— setzen wir diesmal hinzu — möge er Hohenlohe, Marschall und Bötticher entlassen und an ihre Stelle Mirbach, Manteuffel und den Herrn von Bloëz berufen!

Berichtigung. Der Reichstagsabgeordnete für Bremen, Herr Hermann Frese, teilt uns mit Bezug auf die Bemerkungen über die Marineetatverhandlungen des Reichstags in Heft 22 mit, es sei nicht wahr, daß die Fraktion Freisinnige Vereinigung, deren Mitglied er ist, gegen die Bewilligung der Kreuzer gestimmt habe. Die ganze Fraktion habe für die drei ungepanzerten Kreuzer gestimmt, und nur, mit Ausnahme von zwei Mitgliedern, gegen den gepanzerten Kreuzer. Die Mehrzahl der Fraktion, darunter Herr Frese, würde bereit gewesen sein, auch für einen vierten Kreuzer zu stimmen, wenn auch dieser ungepanzert hätte gebaut werden sollen. Nur wegen der Kosten von 18 Millionen, die für einen noch ungetesteten Schiffstyp ausgegeben werden sollten, hätten sich die Herren für verpflichtet gehalten, zur Zeit gegen den einen Panzerkreuzer zu stimmen.

Unsre Darstellung gründete sich auf die Angaben von Zeitungen der verschiedensten Parteirichtung, namentlich auf einen Artikel, den die Kölnische Zeitung gleich nach der zweiten Lesung des Marineetats gebracht hatte. Eine von Herrn Frese in der Kölnischen Zeitung veranlaßte Berichtigung war uns nicht zu Gesicht gekommen; wir hatten also im guten Glauben gehandelt.

Wir freuen uns aufrichtig, von dem Patriotismus und der politischen Einsicht der Freisinnigen Vereinigung jetzt eine bessere Meinung bekommen zu haben. Freilich, den Panzerkreuzer hat auch Herr Frese mit dem größten Teile seiner Parteifreunde abgelehnt, und darum kann ihm ein Vorwurf nicht ganz erspart bleiben. Gerade dieses Schiff war das wichtigste von allen; reicht doch sein Anschaffungspreis an die Summe heran, die die drei andern Fahrzeuge zusammen kosten. Der Besitz von Panzerkreuzern oder deutlicher: von großen, starken Kreuzern erster Klasse, die bei überseeischen Verwicklungen nötigenfalls als Schlachtschiffe auftreten können, ist für alle Marinen eine dringende Notwendigkeit, und alle Marinen schaffen sich solche Schiffe an. Deutschland allein steht noch zurück und hat sich bereits von Staaten überflügeln lassen, deren Seeinteressen sich nicht entfernt mit unsern vergleichen lassen. Entsteht mit einer der halbzivivilisierten amerikanischen oder ostasiatischen Nationen ein Konflikt, so läßt sich mit kleineren, bloß durch ein Panzerdeck geschützten, verhältnismäßig schwach armierten Schiffen allein nicht viel ausrichten, denn jene Staaten verfügen in ihren Flotten über das vorzüglichste, auf den berühmtesten europäischen Werften hergestellte Schiffsmaterial. Über alle diese Dinge kann sich auch ein Laie mit Hilfe eines Marinealmanachs unterrichten. Auch daran, daß es sich bei unserm Panzerkreuzer um einen neuen, bisher in der Marine noch nicht vertretenen „Schiffstyp“ handelt, und daß die für den Bau geforderte Summe ziemlich hoch ist, darf man sich nicht stoßen. Einmal muß doch der Anfang mit der Herstellung von Panzerkreuzern gemacht werden, und soll das Schiff den ihm zugedachten Aufgaben gewachsen sein, dann läßt es sich eben nicht billiger herstellen. Ob der Kreuzer nach seiner Vollendung alle gehegten Erwartungen erfüllen wird, kann der Reichstag natürlich vorher nicht wissen, da heißt es eben den Sachverständigen der Marinebehörde Vertrauen schenken. Es ist uns nicht recht verständlich, wie ein gewissenhaft und vorurteilslos prüfender Abgeordneter, und für einen solchen halten wir Herrn Frese, sich dafür hat entscheiden können, den Panzerkreuzer abzulehnen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wih. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig